Zeitschrift: Schweizer Frauenblatt : Organ für Fraueninteressen und Frauenkultur
Herausgeber: Bund Schweizerischer Frauenvereine
Band: 28 (1946)
Heft: 30

Heft

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Siehe Rechtliche Hinweise.

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. Voir Informations légales.

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. See Legal notice.

Download PDF: 09.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Landesbibliothek
Bern

Winterthur, 26. Juli 1946 | Erscheint jeden Freitag | 28. Jahrgang Nr. 30

Schweizer Frauenblatt

Offizielles Publikationsorgan des Bundes Schweizer. Frauenvereine

Abonnementspreis: Für die Schweiz per Post jährlich Fr. 11.50, halbjährlich Fr. 6.30 Auslands-Abonnement pro Jahr Fr. 16.—. Einzel-Nummern kosten 20 Rappen / Erhältlich auch in sämtlichen Bahnhof-Kiosken / Abonnements-Einzahlungen auf Postcheck-Konto VIII b 58 Winterthur

Verlag: Genossenschaft „Schweizer Frauenblatt", Zürich
Inseraten-Annahme: August Fitze A.-G., Stockerstraße 64, Zürich 2, Telephon 27 29 75. Postcheck-Konto VIII 12433
Administration, Druck und Expedition: Buchdruckerei Winterthur AG., Telephon 2 22 52. Postcheck-Konto VIII b 58

Insertionspreis: Die einspaltige Millimeterzeile oder auch deren Raum 15 Rp. für die Schweiz, 30 Rp. für das Ausland / Reklamen: Schweiz 45 Rp., Ausland 75 Rp. Chiffregebühr 50 Rp. / Keine Verbindlichkeit für Placierungsvorschriften der Inserate – Inseratenschluß Montag abend

Organ für Fraueninteressen und Frauenaufgaben

Alles oder nichts

Ja, du bist frei, mein Volk, von Eisenketten,
Frei von der Hörigkeiten alter Schande;
Kein Hochgeborner schmiedet dir die Bande,
Und wie du liegen willst, darfst du dir betten!

Doch nicht kann dies dich vor der Herrschaft retten,
Die ohne Grenzen schleicht von Land zu Lande;
Ein grimmer Wolf in weichem Lammsgewande
Schafft sie zum Leb'n sich all bewohnte Stätten.

Wenn du nicht völlig magst den Geist entbinden
Von ihres Dunstes tödlicher Umhüllung,
Nicht tapfer um der Seele Freiheit ringen:

So wird der Feind stets offne Tore finden,
All deinem Werke rauben die Erfüllung,
Und jede Knechtschaft endlich wiederbringen!

Gottfried Keller

Der 1. August

El. St. Es ist das Los einer Wochenzeitung manchmal gezwungen zu sein, den Ereignissen vorzugreifen, oder dann das Odium auf sich nehmen zu müssen, „wie die alte Fasnacht" hinterher zu hinken. Dieses Jahr wird fast eine Woche zwischen dem Erscheinen dieses Artikels und unserem nationalen Festtag liegen. Aber wie man sich innerlich gerne auf die großen Feiertage der Kirche und des Lebens vorbereitet, so wollen wir Schweizerfrauen auch in Ruhe und Sammlung uns klar machen, was der 1. August uns, unseren Familien und unserem ganzen Volk bedeutet und auch dieses Jahr zu sagen hat.

Wenn wir uns letztes Jahr mit einem tiefen Gefühl der Dankbarkeit über das endlich erreichte Ende des Krieges, und die uns mehr und mehr wunderbar erscheinende Bewahrung freuten, so können wir dieses Jahr eigentlich nicht anders, als mit einer tiefen Bedrückung an das vergangene Jahr zurück- und das kommende Bundesjahr hineindenken. Denn nicht nur ist die Welt vom wirklichen Frieden mindestens ebenso weit entfernt, als vor einem Jahr, sondern da und dort flammen gefährliche Unruhen auf, und in vielen Ländern ist die Gewalt, die brutale Macht des Stärkeren noch dermaßen an der Tagesordnung, daß von einem inneren Aufbau, von einer Erholung von den erlittenen Wunden keine Rede sein kann. Engherzigkeit, Machtgier, Mißtrauen und Mangel an Verständnis und Ehrlichkeit erschweren und vergiften die Verhandlungen jener, die berufen wären, das Chaos unter den Völkern zu liquidieren und in den besiegten, und was noch schlimmer ist, sogenannten befreiten Staaten für Recht, Freiheit und Ordnung zu sorgen.

Mit Entsetzen erfahren wir Schweizer von den furchtbaren Zuständen, unter denen noch viele Völker leben müssen, und wenn auch jeder verstehen muß, daß nach einem solchen Krieg es lange Zeit braucht bis zu einer völligen Gesundung, so hatte man doch gehofft, daß in gewissen Beziehungen Leiden und Martyrium rascher sollten gemildert werden können.

Inmitten dieser leidenden, und immer noch sterbenden Welt, steht die Schweiz wie ein intakter, gesunder, leistungsfähiger Mittelpunkt da. Und wenn man heute sieht, mit welchem rücksichtslosen Elan sich weite Kreise wieder in die Behaglichkeit, in die bürgerliche Sattheit der Vorkriegsjahre stürzen, so versteht man alle jene aus kriegsführenden und besetzten Ländern kommenden Fremden, die konstatieren, daß uns Schweizern etwas fehlt, daß wir irgendwie eine Epoche verschlafen haben und nun einfach nicht imstande sein können, den geistigen und seelischen Anschluß an alle jene zu finden, denen nicht wie uns die Freiheit bewahrt worden ist — gewiß ja auch dank gewissen, zum Teil großen Opfern —, weil wir nicht um dieser Freiheit willen aufs Aeußerste erlitten und erkämpft haben und für sie in den Tod gegangen sind. Wir hätten es sicher auch getan, denn „frei lebt nur, wer sterben kann", aber das Völkerschicksal forderte dieses Opfer nicht von uns. Und so sind wir wohl die, die immer guten Willens gewesen sind; aber dadurch, daß es beim Vorsatz und guten Willen geblieben ist, stehen wir nun irgendwie isoliert, gehemmt und von den andern nicht ganz ernst genommen, inmitten einer aufgewühlten Menschheit, die durch das Aeußerste an Leid und Opfer und Leistung gegangen ist.

Es ist nicht so, daß der Schweizer gleichgültig von seiner Friedensinsel zuschauen würde, was ringsum geschieht. Aber die Redensart: „Man muß das selber erlebt haben", stammt aus einer weisen Lebenserfahrung. Und so stehen wir eben oft fassungs- und hilflos vor Zuständen, die zu kraß, zu furchtbar und unglaublich sind, als daß eine, weil außerhalb des Erlebens gebliebene, normal und vorkrieglich eingestellte Mentalität sie fassen kann.

Statt nun aber durch eine möglichst gleichmäßige, politisch und wirtschaftlich friedliche Entwicklung möglichst viele Kräfte seelisch und materiell zur Hilfe für das leidende Ausland bereit zu stellen, werden Streiks, Unzufriedenheit, übersetzte Forderungen großer Interessentengruppen mit allen Mitteln gezüchtet. Politische Händel werden geführt, die alle ebenso unnötig wie unschön sind, und die nur dazu dienen werden, unserem Land und Volk den Uebergang aus einer schwierigen Kriegs- und Nachkriegszeit und den Anschluß an die internationale Entwicklung zu erschweren.

Immer größere Vereinfachung unserer Lebenshaltung, Verminderung unserer materiellen Ansprüche zwecks eines besseren Ausgleichs zwischen denen, die zu viel und denen, die zu wenig haben werden, unumgänglich nötig sein. Nur sollte die große Gefahr einer immer mehr um sich greifenden Verstaatlichung aller Lebenssphären vermieden werden, damit wir ein tüchtiges, tatkräftiges, zuverlässig arbeitendes Volk bleiben, treu dem Grundsatz, daß der brave Mann sich selbst hilft.

Den Frauen, deren Anliegen so kleinlich, so spießig immer wieder „bachab" geschickt werden, und denen das Wohl der Heimat sicher eben so sehr wie dem sogenannten „Souverän" am Herzen liegt, möchten wir an diesem ersten August eines sagen: Ihr seid auf dem rechten Weg, verliert nur den Mut, die Ausdauer und den Humor nicht. Glaubt an Spittelers: mein Herz heißt „Dennoch" —. Die Resultate der beiden Basler Kantone, und die miserable Stimmbeteiligung beweisen ja vor allem zwei Dinge. Erstens, daß eben nur ein kleiner Teil der Männer unser Land durch solche Vorlagen in einer wirklichen Gefahr glaubten, und deshalb stimmen gingen, und zweitens, daß eben in der Mehrzahl nur die zur Urne gehen, die aus irgend einem edleren oder unedleren Grund à tout prix gegen die Mitarbeit der Frauen sind.

Würde einmal eine Abstimmung über das Frauenstimmrecht mit einer die männlichen Parteien und Gemüter wirklich aufrührenden Abstimmung verbunden — was bisher merkwürdigerweise nie der Fall war (Absicht oder Zufall?!) würden vielleicht die Resultate etwas anders aussehen. Denn dann würden vielleicht auch alle diejenigen ein Ja einwerfen, die heute zu Hause blieben, weil sie sagen: mir ist es gleich ob es kommt oder nicht, im Grunde ist es richtig, aber ich laufe deswegen nicht extra an die Urne." Die NZZ. hat in einem Leitartikel zur Würdigung der Basler Abstimmungen sehr treffend gesagt: „So oder so, das Problem des Frauenstimmrechts bleibt auf der Tagesordnung." Von überbordendem Unmut über die Resultate haben wir bis jetzt in den maßgebenden Frauenkreisen sehr wenig gefunden, aber offenbar ist es für die männliche Psychologie unfaßbar, daß, die an Subordination gewöhnten Schweizerfrauen auch die vergangenen und noch viele kommenden Niederlagen in Anmut und Humor zu tragen verstehen.

Aber wir wollen doch am 1. August, als an unserem nationalen Festtag aufs Neue und Nachdrücklichste feststellen, daß wir Frauen so lange unsere Forderung auf volle Mitarbeit und Mitverantwortlichkeit am Schicksal unseres Volkes stellen werden, bis wir sie haben werden. Das Wohl und Wehe der Völker, das Schicksal des einzelnen Menschen sind von Gott nicht nur in die Hände des Mannes gelegt worden. Wo man aber der Frau die Mittel versagt, wirksam am Aufbau der neuen Welt mitzuarbeiten, da wird ein Unrecht vor Gott und den Menschen begangen.

Wenn dieses Jahr von Berg zu Tal unsere „Funken" glühen und sprühen werden, da werden unsere Gedanken weit über unsere reichen Felder und Hänge hinausschweifen zu denen, die wir entweder nach ihrer Emigranten- oder Internierentzeit ziehen lassen mußten in ihr ungewisses Schicksal; und auch zu all den vielen, die noch in bitterer Not, Armut und Hunger leben, und deren Augen und Herzen voll Sehnsucht nach unserer Hilfe verlangen. Und auch all der vielen unserer eigenen Landsleute gedenken wir, denen der Krieg Heimat und Existenz zerschlagen hat, und denen wir durch die diesjährige Bundesfeier-Sammlung helfen wollen.

Möge einmal mehr das Schweizervolk den 1. August feiern unter dem Losungswort: Helfen, Trösten, Heilen.

Die Schweizer Frau in der Landesverteidigung

II.

Der Generalstabschef über den Frauenhilfsdienst

Der Bericht des Generalstabschefs, Oberstkorpskommandant Huber, gibt eingehend Rechenschaft über die einzelnen militärischen Sachgebiete. Dabei wird immer wieder auch die Mitarbeit des Frauenhilfsdienstes erwähnt, der zu Ende des Aktivdienstes einen Bestand von rund 17 000 Frauen aufwies.

Im Armeekommando bedienten die FHD. beispielsweise die Fernschreiber und stellten gemeinsam mit Telephonistinnen der PTT.-Verwaltung den Betrieb der Verbindungsmittel sicher. Wertvolle Arbeit erfüllten sie im Abhorch- und Peildienst. Ihre Aufgabe war die Beschaffung von Funknachrichten aus dem kriegführenden und neutralen Ausland zu Handen der Nachrichtensektion. Die Beobachtung der verschiedenen Sender dauerte Tag und Nacht ununterbrochen. Es mußte eine eigene militärische Organisation geschaffen werden. In zwei Kursen wurden im Frühling 1940 je 20 freiwillige weibliche Hilfsdienstpflichtige im Abhören von Telephoniesendungen, Abfassen von Bulletins und im Fernschreiberdienst ausgebildet. Bearbeitet wurden Nachrichtenemissionen in deutscher, französischer, englischer, italienischer und russischer Sprache. Anfangs Juni 1940 wurde dann dieser Dienst von der Gruppe Ohr übernommen.

Im Jahre 1943 begann die Armee mit der Ausbildung für den Brieftaubendienst, wobei sehr gute Erfolge erzielt wurden.

Im Uebermittlungsdienst waren schon vor der Kriegsmobilmachung 1939 auf zwei Tf. Zentralen der Militärnetze des Flieger-Beobachtungs- und Meldedienstes und der Grenztruppen einige wenige Frauen als freiwillige HD. eingeteilt. Die Bewährungsprobe bei Beginn der Kriegsmobilmachung hatten sie so gut bestanden, daß schon damals der Wunsch Raum gewann, möglichst bald recht viele weibliche Hilfskräfte für den Ersatz von an der Front dringend benötigten Soldaten einsetzen zu können.

Ein erster Kurs von 20 Frauen und Töchtern, die sich freiwillig zum Militärdienst gemeldet hatten, wurde vom 1. 4. bis 11. 4. 44 unter Kdo. Funkerabteilung durchgeführt. Zum erstenmal wurden in einem kurzen Instruktionskurs Frauen zum Dienst in Kanzleien und als Abhörcherinnen von Radio-Telephoniestationen ausgebildet. Ein zweiter solcher Kurs folgte sofort. Beiden Kursen war voller Erfolg beschieden. Zur weitern praktischen Ausbildung in ihrem eigentlichen Arbeitsgebiet kamen diese Gehilfinnen in das Rundspruch-Detachement des Armeekommandos, wo sie im Gehörablesen, Maschinenschreiben, Apparatekenntnis, Aufnahme von Telephoniesendern weiter geschult wurden.

Eine größere Anzahl von FHD. erhielt dann ihre Ausbildung in den FHD.-Kursen in Morschach (Axenfels), wo eine besondere Gruppe für den Verbindungsdienst bestand. Diese FHD. wurden vornehmlich als Zentralen-Telephonistinnen oder zur Fernschreiberbedienung angebildet. Es sei hier besonders an die verschiedenen Anforderungen aufmerksam gemacht, damit in Zukunft allen Ausbil-

Nachdruck verboten

Im Spiegel des Alters

Roman von Lisa Wenger

Morgarten-Verlag, Conzett & Huber, Zürich

Die Zeit, die ich in Düsseldorf verbringen sollte, war abgelaufen. Studie um Studie nagelte ich an die Wand. Die letzte, meine beste, nahm Wilhelm Sohn mit als Andenken. Ich hätte ihm lieber eine weniger gute verehrt, denn ich mußte doch Beweise mitbringen. Ich war mit einem Bild fertig geworden, einem Bild, das mir damals natürlich schön vorkam. Ich wollte es ausstellen und könnte mir jetzt noch darob die Haare ausraufen; denn wer geht gleich mit seinem ersten Bild vor das Publikum? Ich natürlich, harmlos, wie die Natur mich geschaffen, ich wagte es. Der äußere Erfolg gab mir nicht unrecht, denn der Zürcher Kunstverein kaufte es in seine Verlosung. Ob der Preis des Bildes — es war groß und mit Goldrahmen versehen — eine Rolle spielte oder der damalige sentimentale Geschmack, ich weiß es nicht. Noch weiß ich, wer es gewonnen hat, und bin froh darüber, denn sonst müßte ich wohl einen Bogen um das Haus machen, in dem es hängt, wie um das violette Samtsofa der Tante Klaudia. Gut, daß manches, dessen man sich schuldig gemacht, vergänglicher ist als ein Oelbild, man begegnete sonst allzu oft den Gespenstern seiner Jugendfehler.

So nahm ich denn fröhlichen Herzens Abschied von den Lees und dachte nicht anders, als im kommenden Herbst mich wieder einzufinden. Das Schifflein, das am Gespinst meines Lebens wob, flog aber schon eilig hin und her. Die Wege, auf denen ich zu gehen hatte, lagen hell und harmlos da, und ich betrat sie gern und ohne Sorgen. Im Laufe des Sommers begegnete ich dem Menschen, auf den meine Augen mein Leben lang gerichtet blieben. Meine Fahne, mein Wetterfähnchen änderte die Richtung und flatterte nicht mehr nach der Seite der Kunst, sondern nach der Seite des praktischen Lebens. Statt Bilder zu malen, stickte ich Decken und Kissen für meinen Haushalt, sammelte Gabeln und Löffel, häufte Tischtücher und Servietten und lernte zu guter Letzt das Kleidernähen. Das war lächerlich. Aber typisch, typisch und mädchenhaft. Die Liebe braucht so ein Mädchen ja bloß anzulachen und es stürzt schon vor ihr auf die Knie. Freilich bleibt es trotz alledem selten dort liegen. Auch ich erhob mich, nachdem ich geopfert, was mir gut schien und mir Bedürfnis war, und kehrte zurück zu meinen frühern Liebhabereien: Ich leitete ein Atelier mit vielen Schülern. Und noch einmal schwenkte mein Lebensschiff von dem vorgezeichneten Wege ab und schwamm in unbekannten Gewässern. Sie kamen mir blau und glänzend vor und blieben es. —

St. Blaise und das Schattenspiel.

Vor gar nicht langer Zeit wünschte ich mir sehr, einmal wieder durch St. Blaise fahren zu können. Wie klar sah ich zurück in die Vergangenheit, und wie hell strahlte sie. Lebendig wurden mir die Leute, die dort im weißen Hause gewohnt hatten und gegangen, getrippelt, herumgepoltert waren: Tante Adele mit den seidenen tanzenden Löckleln neben den Ohren und der schwarzen gestickten Schürze. Caroline, ihre Milchschwester, Dienerin und Vertraute, spitznasig, flachbrüstig, lang und giftig, wo sie nicht liebte. Und wo liebte sie? Wen, außer ihrer Gebieterin? Velusa, der Kutscher, mit seinen feuerroten Backen, dem dicken Leib und den schnurgeraden unbestechlichen Ansichten. Und mit seinen schauderhaften Gespenstergeschichten, die er heimlich erzählte, wenn Tante Adele nach Préfargier oder zu Onkel de Goffran gefahren war und dort mit ihm in seinem Garten zwischen den Strohblumen und den Rosedas saß, ihm bei der Filetarbeit zusah und sich von ihm in die Ohren schreien ließ, denn er und sie hörten nur noch, was sie hören wollten. Alle sind sie dahin. Alle tot. Aber ich wollte das Haus sehen, den Garten, der so hoch über der Straße stand, die Laube aus Lorbeer, die Citronell- und Granatbäume. Ich wollte den Rebberg hinauflaufen zu der Bank, auf der ich so oft gesessen. Ich wollte einfach ein Stück Kindheit heraufbeschwören.

Aber wo war das alles? Wir suchten das Haus und fanden es nicht. Endlich: Halt! Ich glaube, da steht es. Ja, da stand es. Kein Palast, ach nein, ein Haus mit drei Fenstern Front. Etwas eingezwängt zwischen den sich vordrängenden Nachbarn. Ein runder Turm, eine einfache Türe. Aber — das war ja nicht möglich? Wo war das weiße Haus, so wie ich es innerlich sah? Wo der Garten, von dem aus ich den Leuten Steinchen auf die Köpfe gespickt hatte? Der haushohe Garten? Und die Terrasse? Mit drei Schritten war man darüber weg. Granatbäume standen keine da, aber ein gußeiserner Tisch und ein paar Stühle, grün gestrichen. Die Lorbeerlaube war verschwunden, der Rebberg fort. Das kleine Waschhaus, das eseubelsponnene, in dem wir unsere Apotheke eingerichtet hatten, meine Base Berte und ich, weg. Es war ein Laboratorium von großer Einfachheit gewesen: Rote Medizin aus Johannisbeeren, schwarze Medizin aus Kirschen, grüne aus allerlei Blättern und Stielen gequetscht, gelbe weiße, sogar blaue — etwas schmutzig-blaue hatten wir zu verkaufen. Alle Fläschchen waren mit Aufschriften versehen: „Gegen wenn man das Nervenfieber hat. — Gegen wenn man Flöhe hat. — Gegen wenn man umgefallen." Und immer kam jemand und kaufte von unserer Medizin, manchmal Tante Adele oder Velusa oder auch die wunderschöne Violette, die neben uns wohnte und die Tochter des Pfarrers war: „Können Sie mir vielleicht etwas verschreiben gegen mein Herzklopfen, Herr Apotheker?" sagte sie, lachte und hielt ihre Hand auf Herz. „Aber es darf nicht weh tun, und niemand schaden und darf auch nicht viel kosten; denn mehr als einen halben Batzen habe ich nicht." Wir ermogen mit Eifer, was wir ihr geben wollten; denn wir glaubten an unsere Drogen. Wenn wir genug Geld zusammen hatten, liefen wir über die Straße zum Bäcker Huguenin, der die großen Salés machte, die dünnen, flachen Kuchen, groß wie Wagenräder, auf denen süße Butter schwamm und Salz glitzerte. Als Tante Adele schon krank im Bett lag und bald sterben wollte, ließ sie dem Bäcker Huguenin sagen, er müsse zu ihrem Begräbnis die Salés liefern, er solle sich darauf einrichten. Aber sie müßten mehr Butter im Teig haben als gewöhnlich und auch größer sein. Sie

dungsrichtungen Rechnung getragen wird. So wie die FHD.-Kurse, Gruppe Verbindungsdienst, organisiert und geführt wurden, lieferten sie wohl Telephonistinnen für den Zentralenbetrieb, Kanzlistinnen und Fernschreibpersonal; das Personal aus diesen Kursen kann aber mangels geeigneter Ausbildung nicht für den Radio-Abhorchdienst verwendet werden. Da gerade beim Abhorch- und Peildienst die besten Radiotelegraphisten eingeteilt sind, wäre es besonders nötig, möglichst viele dieser Leute durch Einsatz von FHD. frei zu bekommen. Es sollten daher unbedingt Mittel und Wege gefunden werden, um in zukünftigen FHD.-Kursen auch Gehilfinnen für den Radiodienst heranzubilden. Diese müßten dann je nach Sprachkenntnissen und übrigen Fähigkeiten zum Telephonabhorchdienst, für den Hellschreiberempfang und zum Uebersetzen von Ondulatorenstreifen eingesetzt werden.

Die Erfahrungen mit dem FHD. im Uebermittlungsdienst haben gezeigt, daß sich die Frau für dessen besondere Anforderungen ganz ausgezeichnet eignet. Beim Uebermittlungsdienst fanden die FHD. Verwendung als Telephonistinnen, im Fernschreiberdienst, als Abhorcherinnen im Radiodienst und als Kanzleigehilfinnen. Nach Aufhebung des Rundspruchdetachements wurde eine Anzahl der von der Funkerabteilung ausgebildeten FHD. zu Gehilfinnen für den Nachrichtenbeschaffungsdienst umgeschult. Ihre Aufgaben bestanden namentlich in: Bedienung der Fernschreiber, der Telephonzentrale, der Hellschreiberempfänger. Ueberwachung von Telephoniesendungen, auch in Außendetachementen, Aufnahme von Schallplatten.

Eine Anzahl später rekrutierter FHD. wurde nachträglich in der Kp. noch in diese Arbeiten eingeführt. Die FHD. haben die von ihnen verlangten Arbeiten zur vollen Zufriedenheit durchgeführt und dadurch die entsprechende Anzahl Pioniere vollkommen ersetzt. Nicht nur im Bürodienst, sondern auch unter erschwerenden Umständen im Felde haben sich die FHD. bewährt und zur Zufriedenheit ihrer Vorgesetzten gearbeitet.

Im rückwärtigen Sanitätsdienst waren die Militärsanitätsanstalten etatmäßig nur ungenügend mit HD.-Formationen und dem Personal der freiwilligen Hilfe dotiert. Der Rotkreuzchefarzt verlangte daher dringlich die fachtechnische Ausbildung von 1500 Frauen der Gattungen 10 und 16.

Die Feldpost erhielt im Jahre 1940 erstmals 125 FHD. zugeteilt als willkommene Hilfe. Sie leisteten beste Dienste und brachten namentlich der Zivilpost Entlastung, weil in der Folge weniger Feldpostleute militärisch einberufen werden mußten.

In der Polizeisektion des Sicherheitsdienstes waren bei dessen Höchststand im Mai 1943 15 FHD. im Dienst neben 16 wehrpflichtigen Männern und 1 Zivilangestellten.

Im seinen Vorschlägen für die zukünftige Organisation des Armeekommandos sieht der Generalstabschef den Territorialdienst als die Organisation aller außerhalb der Feldarmee stehenden Bürger und Bürgerinnen, sowie der vorhandenen materiellen Mittel zur Abwehr gegen feindliche Einwirkungen.

*

Aus dem Bericht von Oberstdivisionär Rihner über den Aktivdienst der Flieger- und Fliegerabwehrtruppen ist ersichtlich, daß seit 1940 die FHD. zur Hauptsache als Telephonistinnen auf den Auswertezentralen und Meldezentralen des Fliegerbeobachtungs- und Meldedienstes verwendet wurden, wo sie sehr gute Dienste leisteten. Versuchsweise wurden 1940 auch zwei Fliegerbeobachtungsposten mit FHD. besetzt. Die gemachten Erfahrungen hinsichtlich der Verwendung als Späherinnen waren ebenfalls zufriedenstellend. 1942 führte der Fliegerbeobachtungsdienst eine besondere Werbeaktion durch, um den nötigen Nachwuchs an FHD. zu erhalten. In den folgenden Jahren wurden auch in verschiedenen Kursen Gruppenleiterinnen ausgebildet.

Dem Bericht des Ausbildungschefs, Oberstkorpskommandant Frick, ist zu entnehmen, daß in der Hauptabteilung 3 des Armeestabes während vier Jahren eine FHD. als Kanzleichef wirkte.

Hotel Augustinerhof

St. Peterstraße 8 ZÜRICH Tel. 57722

Zentrale Lage

Ruhiges, angenehmes Haus
Behagliche Räume
Gepflegte Küche

Leitung: Schweizer Verband Volksdienst

Unsere Auslandschweizer

Wenn die Sammlung des 1. August dieses Jahr unseren Auslandschweizern zu gute kommen soll, so wollen wir alle bedenken, daß diese Hilfe nun nicht fremden Kriegsgeschädigten, sondern unseren eigenen Miteidgenossen geleistet werden soll. Viele unserer Landsleute haben ein Leben lang im Ausland durch ihre treue und qualifizierte Arbeit dem Namen und Ruf der Schweiz Ehre gemacht und sind nun durch den Krieg heimatlos, krank, verarmt und zerbrochen in die alte Heimat zurückgekehrt. Viele von ihnen haben auch im Ausland ihr Schweizertum und die Verbundenheit mit der alten Heimat sich bewahrt.

Aber viele von ihnen hatten sich, auch durch Heirat oder andere Familienverhältnisse innerlich doch so gelöst, daß sie heute nicht nur Mühe haben, sich in die für sie so sehr veränderten und oft unglückseligen Verhältnisse einzufügen, sondern auch durch ihre negative Einstellung zu allem, was für sie angeordnet und getan wird, ihre Situation noch unnötig erschweren.

Gewiß, wir alle, die ununterbrochen und in regelmäßigen Verhältnissen an der vom Krieg verschonten Scholle geblieben sind haben sicher oft Mühe, uns in die Lage und die Schwierigkeiten unserer zwangsweise heimgekehrten Landsleute zu versetzen und empfinden die Bitterkeit, die so viele von ihnen erfüllt, als eine Erschwerung für ihre neue Einordnung in unsere Verhältnisse.

Viele von ihnen sind erbittert über die großen Hilfeleistungen der Schweiz an das Ausland und vergessen dabei, daß sie selber das Ausland ihrer alten Heimat vorgezogen haben, so lange alles gut ging.

Nun sind aber Mißverständnisse und Bitterkeiten unter den Eidgenossen keine guten Elemente, und so freuen wir uns, daß wir am 1. August durch eine großzügige und freudig gespendete Sammlung unseren Auslandschweizern beweisen können, daß wir zur Hilfe bereit sind, daß wir ihre Not, und ihre Schwierigkeiten verstehen, sie mit ihnen tragen wollen, damit sie nicht das Gefühl haben müssen, zwischen der alten und der verlorenen Heimat nun überhaupt keine mehr zu haben.

El. St.

Dr. phil. Julia Wernly †

Am 13. Juli entschlief im Salemspital in Bern Dr. Julia Wernly, nach einem langen, schweren, doch mit großer Tapferkeit ertragenen Leiden. Am 17. Juli 1879, als Tochter des Pfarrers Rudolf Wernly geboren, verbrachte sie in Aarau eine große Jugendzeit. Sie besuchte die dortige Primar- und Bezirksschule. Zur Vervollkommnung ihrer Ausbildung kam sie nach Lausanne und darauf, aargauischer Sitte gemäß, in ein deutsches Pensionat nach Stuttgart. Von 1900 an folgten, an den Universitäten Zürich und Bern, die Studienjahre, die sie 1907 mit der Dissertation und dem summa cum laude bestandenen Doktorexamen (deutsche Sprache und Literatur) allgemeine Geschichte und Philosophie) abschloß. Während drei Jahrzehnten, von 1911 bis zum Beginn ihrer Krankheit, 1942, war die Verstorbene an der schweizerischen Landesbibliothek tätig, vorerst als Redaktorin der Bibliographie der schweizerischen Landeskunde und dann als Mitarbeiterin an der Bibliographie der schweizerischen naturwissenschaftlichen Literatur. Für diese Arbeit setzte sie ihre besten Kräfte ein, und sogar noch auf dem Krankenlager widmete sie ihr manche Stunde.

Ihre bibliothekarischen Kenntnisse stellte Fräulein Dr. Wernly auch außerhalb ihres Wirkungsfeldes zur Verfügung. So veröffentlichte sie, anläßlich der Saffa 1928, wo sie der Gruppe Wissenschaft, Literatur und Musik als Vizepräsidentin vorstand, eine Bibliographie der Publikationen von Schweizerfrauen, den sog. Saffakatalog.

Während langen Jahren war Fräulein Dr. Wernly Vorstandsmitglied der Vereinigung bernischer Akademikerinnen. Sie gehörte auch dem Frauenstimmrechtsverein Bern an. — Erholung fand die Verstorbene jeweilen in den Ferien, sei es auf Bergwanderungen, die sie oft ganz allein unternahm, oder auf Auslandreisen, die sie nach Deutschland, Italien und Frankreich führten.

Das Lebensbild von Fräulein Dr. Wernly wäre unvollständig, wenn man nur ihrer beruflichen Qualitäten gedenken wollte. Neben der äußerst gewissenhaften Erfüllung ihrer Amtspflichten, fand die liebe Verstorbene stets noch für andere Zeit, für ihre Kollegen und Kolleginnen, für alle, die mit ihr zusammentrafen und auch für die Tiere, denen ihre ganz besondere Liebe galt. Der Name „Das Trösterlein", den man Fräulein Dr. Wernly schon als junges Mädchen beigelegt hatte, mochte für sie bis zuletzt gelten. An gesundem Humor fehlte es ihr nie. Die Verstorbene gehörte zu jenen Menschen, die es verstehen, eine lautere, wohltuende Atmosphäre um sich zu verbreiten. Alle, die ihr im Leben begegnen durften, werden sich ihrer in Dankbarkeit erinnern, denn Dank schulden wir der lieben Entschlafenen alle, für ihre Herzensgüte, ihre treue Freundschaft und für das Vorbild, das sie mit dem seelenstarken Ueberwinden ihres Leidens und ihrer Schmerzen gegeben hat.

D. A.

Johann Heinrich Pestalozzi, der Europäer

„Hier spricht der freie Schweizer und nimmt die Rechte des Einzelnen gegen die ungemäßigten Ansprüche des Staates und seiner Behörden in Schutz.

Hier spricht der tief forschende, viel geprüfte und erfahrungsreiche Erzieher, der die Blicke von Europa auf sich gezogen hat."

Mit diesen Worten begrüßte im Jahre 1817 eine Zeitschrift den Aufruf Pestalozzis „An die Unschuld, den Ernst und den Edelmut meines Zeitalters und meines Vaterlandes" — das Buch, welches man mit Recht sein politisches Testament genannt hat, und das in der ersten Gesamtausgabe seiner Werke den beachtenswerten Untertitel trug: „Ein Wort einer über Zeit und Stunde erhabenen Ahnung, mit Mut und Demut seiner Mitwelt dargelegt und mit Glauben und Hoffnung seiner Nachwelt hinterlassen von einem Greisen, der, alles Streites seiner Tage müde, noch ein Sühnopfer auf den Altar aller Kinder Gottes legen möchte, ehe er dahin scheidet."

Die Ereignisse der Gegenwart beweisen, daß diese Stimme damals und seither nicht so gehört wurde, wie sie hätte gehört werden müssen. Pestalozzi hoffte aber, einst, „wann die wachsende Völkernot und ihre schweren Folgen Europa bedrängen wird, so daß seine gesellschaftlichen Grundfesten durch und durch erschüttert werden", dann werde man vielleicht doch anfangen, ihn zu hören und zu verstehen.

Trotzdem gibt es in unserem Kulturkreis keinen unter den vielen großen Erziehungsmännern, dessen Gestalt so populär geworden ist, wie diejenige Pestalozzis. Das hat seinen Grund wohl kaum in einer besonders ansprechenden und klaren Formulierung der von ihm vertretenen Erziehungsziele. Er hat seine Gedanken selber nie in ein System gebracht. Sie quellen bei ihm intuitiv hervor als offenbare Wahrheit, und so wie sie in ihm hervorbrechen, so stellt er sie auch vor den Leser hin. Deshalb wird Pestalozzi so oft nicht verstanden. Populär wurde er nur durch die wahrhaft erhebende Tatsache, daß er uns das, was er lehrte, vorlebte und zwar ganz besonders als Erzieher und Fürsorger. Die Art, den Kindern zu ermöglichen „mit dem Maul ein Weites und Breites über die Sachen machen zu können, hinter denen für sie doch nichts steckt und, die sie nicht im Herzen tragen, mit denen man ihnen aber trotzdem die Einbildungskraft und das Gedächtnis so anfüllt, daß das rechte Alltagshirn und der Brauchverstand im menschlichen Leben dadurch zu Grunde geht" bezeichnet er als „Lirilariwesen in den Schulen" und dem Elend der Armen sagt er den Kampf an, weil er weiß, daß „der Nahrungssorge eiker Wurm so wuchern kann, daß jedes andere Streben notgedrungen ersticken muß." Allen Enttäuschungen zum Trotz hat Pestalozzi stets daran geglaubt, daß die menschlichen Zustände nach allen Seiten verbesserungsfähig sind und es ist gut, wenn man, da gerade angesichts der ungeheuren Weltereignisse, dieser Glaube vielerorts in die Brüche zu gehen droht, sich in den überzeitlichen Werken des Gefeierten neue Kraft holen kann. Sein Geist tut uns not. Was wir brauchen ist die Verwirklichung eines Pestalozzi-Wortes: „Liebe ist das einzige, das ewige Fundament der Bildung unserer Natur zur Menschlichkeit!"

Erwin A. Lang

Politisches und Anderes

Ein schwerer Terrorakt in Jerusalem

E. B. Infolge der komplizierten Verhältnisse in und um Palästina haben sich die Spannungen zwischen den Zionisten und England, zwischen Juden und Arabern in den letzten Monaten immer mehr vergrößert. Während Präsident Truman schon vor Wochen England empfiehlt, 100.000 heimatlosen Juden die Einreise in Palästina zu gestatten, zögerte England — durch Rücksichten auf die Araber gebunden — immer wieder, diese Bewilligung zu geben und verwies auf nötige gemeinsame Verhandlungen. Phanatisierte terroristische Gruppen junger Juden in Palästina haben nun, nachdem schon etliche Attentate ihrerseits die Spannung zwischen ihnen und den englischen Truppen verschärft hatten, sich erneut eines sehr schweren Attentates schuldig gemacht durch die Sprengung des englischen Regierungssitzes im König David-Hotel in Jerusalem. 124 Tote und Vermißte, darunter zahlreiche führende Engländer, aber auch Araber und Juden werden gemeldet. Die furchtbare Tat, zu der sich die Terrororganisation „Irgun Zwai Leumi" bekennt, der aber die jüdische Bevölkerung und die jüdische Heimatwehr fernstehen, wird von aller Welt und selbstredend auch von der ihrer Verantwortung bewußten jüdischen Führerschaft in Palästina verabscheut. Sie wird die ohnehin so schleppenden und schwierigen Verhandlungen zur Lösung des Palästinaproblems nur schwer behindern.

Eine neue Stabilisierung der Preise

muß in den Vereinigten Staaten unter sehr erschwerten Umständen angestrebt werden, da eine — offenbar verfrühte — Aufhebung der Preiskontrolle die Preise der Lebensmittel und anderer Waren plötzlich sehr stark heraufschnellen ließ. Nun klettern die Preise, und ihnen nachklettern werden die Löhne müssen, und die neu zu schaffende Preiskontrollinstanz wird einen schweren Stand haben. So sind die amerikanischen Hausfrauen, im zweiten Jahr nach Kriegsende, in derart schwierige Situation geraten, daß sich in New York und Los Angeles große Käuferinnenstreiks organisierten. Das Gesetz für Wiedereinführung der Preiskontrolle, das der Senat soeben angenommen, nimmt von der Preiskontrolle aus: Vieh, Milchprodukte, Fleisch und Treibstoff, so daß man sich sowohl auch jenseits des Ozeans fragen wird, ob der neue, auch von den Gewerkschaften dringend geforderte Käuferschutz, genügen werde.

Wieder der Milchpreis

Es bedroht uns neuerdings eine Milchpreiserhöhung. Der Zentralverband schweizerischer Milchproduzenten hat dem westschweizerischen Antrag auf die massive Erhöhung von vier Rappen pro Liter (gleich ca. 10 Prozent) ab 1. September zugestimmt und richtet eine entsprechende Eingabe an den Bundesrat. Begründet wird diese Forderung mit „ungünstigen Wachstumsbedingungen (lange Trockenheit, verregneter Heuet, große Engerlingsschäden) und fortschreitende Abwanderung landwirtschaftlicher Dienstboten in bessere Verdienstverhältnisse bei Industrie und Gewerbe, welche die Versorgung in Milch, Butter und Käse in außerordentlicher Weise beeinträchtigen". Man gibt zu, „daß diese Schwierigkeiten in der Westschweiz besonders stark in Erscheinung treten," und schreibt ferner: „die Fälle mehren sich, wo Landwirte die Milcherzeugung durch Verkäuferung des Viehbestandes gänzlich einstellen." — Wir haben große Hochachtung vor der strengen Arbeit der Bauernschaft, wir wissen, wie äußerst wichtig ihre Arbeit für das ganze Volk ist. Aber — wenn in der Westschweiz Wetter und Insekten den Ertrag verringerten — ist dies Rechtfertigung, um in der ganzen Schweiz den Milchpreis derart zu erhöhen? Muß und kann eine bestimmte gute Rentabilität garantiert werden? Und soll ihre Höhe am „besten Geschäftsjahr" gemessen werden? Die Verbandsleitung bezeichnet „eine rasche und genügende Erhöhung des Milchpreises zur Sicherung der weiteren Versorgung als unerläßlich". Tönt das nicht — wenn wir logisch denken — als verringerten sich die Engerlinge und die Wetterschäden im Welschland im Maße, wie sich die Preise erhöhen werden?

Frauenstimmrecht

Nun hat auch der Tessiner Große Rat mit 31 gegen 12 Stimmen eine Verfassungsänderung gutgeheißen, „wonach in Zukunft auch die Frau das Stimmrecht haben werde", wie die schweizerische Depeschenagentur lakonisch meldet. Aber sie werden es eben noch nicht „haben", weil der Tessiner Souverän, der Volksabstimmungs-Mann, ebensowenig wie in anderen Kantonen sein mehrheitliches Ja dazu sagen wird. Wir werden eben einmal mehr in der Statistik festhalten können, daß ein Kantonsparlament für die Neuerung bereit war. Ob es ebenso bereit gewesen wäre, wenn, wie im Ausland, eine Parlamentsmehrheit ohne Volks-

---

bestellte zugleich ihren Sarg. Man brachte ihn, als sie noch ganz vergnüglich lachen konnte. Sie wolle ihn sehen, sagte sie mit ihrer dünnen Stimme. Man zeigte ihr das schwarze Gehäuse vom Nebenzimmer aus, und sie meinte, sie hätte nicht gedacht, daß ein so kleines Persönchen einen solch langen Sarg brauche. Der Perrier habe ganz sicher das Maß schlecht genommen. Natürlich sagte sie das auf französisch; denn sie konnte kein Wort Deutsch. Und dann lachte sie. Sie lachte sehr gern, obgleich sie fast taub war, und ihre Turteltauben, die zwischen dem Eßzimmer und ihrer grünen Stube hingen, lachten mit und lärmten so laut, mit ihrem Ruckedi guck, ruckedi guck, daß Caroline hereinkam, um zu sehen, was es gebe? Da schwiegen wir alle miteinander, die Tante Adele, die Turteltauben und ich. Der Velusa, der schwieg sowieso immer, obgleich er recht gut reden konnte. Aber wenn man mit der Caroline plaudern mußte...

Tante Adele war die Mutter von Tante Lisettes Mann. Die kam alle Jahre zwei- und dreimal nach St. Blaise, um ihre Schwiegermutter zu besuchen. Alle Briefe schrieb sie ihr, auch Besuche, die Tante Adele nicht machen wollte, machte sie. Und im Herbst ging sie zu den Verrückten nach Préfargier und brachte ihnen ganze Körbe voll Trauben oder Pflaumen oder von den Rousseletten, die in keinem andern Garten wuchsen als gerade in Tante Adeles Garten. O, es war da wie im Paradies.

Oft sagte die Tante zu Lisette: „Ich werde dich nicht vergessen, ma chère, ich denke an dich, mein Lisettchen." Sie meinte, daß sie ihr einmal von ihrem Geld einen Teil vermachen würde, wenn sie sterben müsse und es nicht mitnehmen könne. Tante Lisette erzählte das meinem Papa, und er rechnete aus, wieviel das wohl sein könne. Er brachte eine sehr hohe Summe heraus, denn Tante Adele von St. Blaise war reich und hatte nur noch eine Tochter. Als die Tante aber wirklich starb, da stand in ihrem Testament nur, daß Tante Lisette die dreitausend Franken, die ihr Mann einmal von seiner Mutter geliehen hatte, nicht zurückzugeben brauche. Mein Papa war entsetzlich böse und redete nur immer davon und von nichts anderm mehr, trotzdem Tante Lisette ihn bat, doch nicht so arg über die tote Tante zu schimpfen, er nehme ihr ja jede liebe Erinnerung an sie. Sie sagte, es müsse da irgend etwas vorgegangen sein, denn die Schwiegermutter habe sie lieb gehabt. Aber die Violette, die Pfarrerstochter, die bekam viel Silberzeug und neue schöne Leinwand und auch eine Menge Geld. Warum, wußte niemand. Meine Mama sagte zu ihrem Bruder, Tante Adele sei nicht mehr bei ihrem vollen Verstand gewesen, als sie das Testament gemacht. Aber Tante Lisette wollte keinerlei Schritte tun. Das gab mir viel zu denken damals, daß man Schritte tun müsse, um zu seinem Geld zu kommen. Ich dachte, es sei vielleicht ein Schatz irgendwo begraben, den man holen könne. Oder man müsse Schritte tun zu einer Wahrsagerin, damit sie sage, wo der Schatz begraben liege. Aber ich fragte niemand. Ich hatte schon die Erfahrung gemacht, daß die Großen doch nie richtig antworteten. Ich weiß noch, daß ich einmal von meinem Papa wissen wollte, was denn eine Hypothek sei, und daß Papa nur mit den Achseln zuckte: „Man nimmt eine Hypothek, wenn man ein Haus kauft." Da das Wort mich an Hypokras erinnerte, glaubte ich, es sei Wein, den man aus Freude trinke, daß man ein eigenes Haus habe. Ja, so sind die großen Leute.

Aber daß wir nun, seit Tante Adele gestorben, nicht mehr nach St. Blaise fahren konnten, das war mir doch ein großes Leid. Ich war immer so gern dort. Einmal, von meiner Pension aus, wurde ich von Tantes Tochter eingeladen, sie und Berte in St. Blaise zu besuchen. Ich kam. Aber alles war anders. Der Eseu, der im Eßzimmer alle vier Wände umsponnen hatte, war weggerissen. Die Tauben waren fort. Ich war zwar froh, weil sie so elend ruckucten, aber sie waren doch so reizend gewesen, wenn sie sich mit ihren roten Schnäbelchen s. zärtlich gestreichelt hatten. Und die Vorhänge, die grünseidenen, die um Tante Adeles Bett gehangen, waren nicht mehr da. Unten im gelben Salon standen die beiden Sofa noch neben dem Kamin, aber sie waren nicht mehr gelb, sondern langweilig dunkelbraun. Und auf dem Tisch lagen die herrlichen Bücher nicht mehr, die ich jedesmal gelesen, wenn ich nach St. Blaise kam: „Les fleurs animées", „Das Familienleben der Tiere", „Eine andere Welt". Das waren Bücher! Im „Familienleben" war ein Bild, das stellte ein Spital vor, und die Kranken, lauter Tiere, lagen in ihren Betten. Die Aerzte aber waren Schwertfische, Sägefische, Haifische, Hammerfische und operierten mit ihren eigenen Sägen und Hämmern drauf los. Es war zum Entsetzen, aber ungeheuer spannend anzusehen. In „Eine andere Welt" war ein Maskenball abgebildet, in dem jedes Tier die Maske gewählt hatte, die ihm und seinem eigenen Selbst am fremdesten war: das Lamm kam als Wolf, der Tiger als Lamm, die Schlange mit einem Vogelkopf und das junge Kälblein als Mensch. O, ich konnte den ersten Morgen in St. Blaise nie erwarten, um die Wendeltreppe hinunterzulaufen und die drei Bücher — Heiligtümer für mich — anzusehen. Jetzt waren sie fort. „Luise von Voß", Dorés Bilderbibel und ein Band Brehm lagen da. Nun, das war auch schön; denn Affen sind immer lustig anzusehen.

Auch Violette war nicht mehr da.

Ihr war es merkwürdig ergangen. Tante Adele hatte es noch erlebt, daß der Schatten eines kleinen buckligen Herrn ihre Gartenmauer entlanggehuscht. Er verschwand in der Türe des Nachbarhauses. Es sei ein Elsässer, erzählte Caroline, die alles wußte, was im Dorfe vorging, und alles erzählte, wenn Tante Adele es hören wollte. Sie wußte also, daß der Herr Dietlé der Violette den Hof machte, ja, daß er sterblich oder unsterblich in sie verliebt sei. Es verstehe sich bei einer Pfarrerstochter von selbst, daß, wenn man sie umschwärme, man sie auch heiraten wolle, meinte Caroline. Ich fuhr zusammen, als sie so redete. Was, die herrliche, die schöne entzückende Violette mit ihren kohlschwarzen Augen und Locken sollte jemand mit einem Buckel heiraten? „Das tut sie nicht", sagte ich zu Velusa. „Ich glaube es auch nicht", sagte er, aber man wisse nie — Geld sei eine Sache und viel Geld auch eine — und es habe schon manches schöne Mädchen einen Gnomen geheiratet oder einen Waldschratt. Ja, es sei vorgekommen, daß eine mit einem Wassermann in den See gegangen. Das hätte ich auf der Petersinsel dem Knecht noch geglaubt, sagte ich, aber ich glaubte es nun nicht mehr, denn Menschenkinder könn-

abstimmung allein genügt hätte, die Neuerung in Kraft zu setzen, bleibe dahingestellt. Immerhin, wir sind den Herren dankbar, daß sie den Weg zur Volksabstimmung durch ihren Entscheid freigegeben haben. Denn jede solche Abstimmung gibt Gelegenheit zu öffentlicher Diskussion und damit zu staatsbürgerlicher „Erziehungsarbeit" an Männern und Frauen. Zu Arbeit auf lange Sicht...

Ein Vermächtnis

Die verstorbene Redaktorin des „Mouvement féministe", die allen in der Frauenbewegung tätigen unegoistische Genferin Emilie Gourd hat der Universität Genf 30 000 Fr. vermacht, deren Erträgnisse einer Studierenden jeweils zukommen sollen, um ihr das Studium zu erleichtern oder eine Spezialforschung zu ermöglichen.

Vom neuen deutschen Eherecht

(Korr.) Der Nationalsozialismus hat bekanntlich den Rassenmythos auch in der Ehegesetzgebung sehr deutlich zum Ausdruck gebracht und Regelungen getroffen, die mit der menschlichen Würde und der individuellen Freiheit in keiner Weise mehr zu vereinbaren waren. Das bisherige deutsche Eherecht beruhte auf dem Reichsgesetz vom 8. Juli 1938, das durch das Gesetz Nr. 16 des alliierten Kontrollrates vom 20. Februar 1946 außer Kraft gesetzt wurde. Gleichzeitig wurden auch alle Gesetze aufgehoben, die auf rassenmäßigen, bevölkerungspolitischen und religiösen Gründen beruhten und im Eherecht ihren Niederschlag gefunden hatten. In diesem Zusammenhang sind insbesondere zu erwähnen das Gesetz zum Schutze des deutschen Blutes und der deutschen Ehre. Dieses Gesetz stipulierte das Ehehindernis der deutsch-jüdischen Blutsverwandtschaft. Das Ehegesundheitsgesetz enthielt eine Reihe von Eheverboten und Nichtigkeitsgründen aus sogenannten rassischen Gründen. Alle diese Gesetze mußten samt ihren zahlreichen Verordnungen und Erlassen untergeordneter Reichs- und Landesbehörden nichtig erklärt werden. Beseitigt wurde u. a. das Ehetauglichkeitszeugnis. Unfruchtbarkeit und Verweigerung der Fortpflanzung sind keine Ehescheidungsgründe mehr. Mit einer gewissen Einschränkung blieb der im Jahre 1938 neu eingeführte Ehescheidungsgrund bei dreijähriger Aufhebung der häuslichen Gemeinschaft auch weiterhin bestehen. Die Einschränkung besteht darin, daß dem Scheidungsbegehren nicht stattzugeben ist, wenn das wohlverstandene Interesse eines oder mehrerer minderjähriger Kinder, die aus der Ehe hervorgegangen sind, die Aufrechterhaltung der Ehe erfordert.

Im neuen Gesetz ist bei der Regelung der Unterhaltungspflicht eines allein oder überwiegend für schuldig erklärten Mannes eine wesentliche Besserstellung der Frau vorgesehen. Das nationalsozialistische Ehegesetz verlangte von der geschiedenen gesunden und jungen Frau schlechthin die Uebernahme einer Erwerbstätigkeit, ohne Rücksicht darauf, ob eine solche bei den Verhältnissen, in denen die Gatten während der bestehenden Ehe gelebt haben, üblich war oder nicht. Das nationalsozialistische Familien- und Eherecht zeichnete sich bekanntlich überall durch eine ausgesprochene Frauenfeindlichkeit aus, die nun wieder beseitigt wurde. Nach der jetzt geltenden Regelung ist es in diesem Falle der Frau völlig freigestellt, ob sie eine Erwerbstätigkeit übernehmen will oder nicht.

Eine wichtige Aenderung enthält das Gesetz hinsichtlich der Regelung der Sorge für die Kinder. Das Vormundschaftsgericht soll nach diesen Bestimmungen eine Regelung nur treffen, falls eine Einigung der Ehegatten über die Fürsorge für die Kinder nicht zustandegekommen ist. Die von den Ehegatten aus freier Uebereinstimmung getroffene Vereinbarung ist allerdings dem Vormundschaftsgericht zur Genehmigung vorzulegen.

Glücklicherweise hat sich das neue deutsche Ehegesetz nicht nur damit begnügt, die gegen die Menschenwürde verstoßenden Bestimmungen des nationalsozialistischen Eherechts zu beseitigen. Es gewährt den früher davon Betroffenen auch einen Anspruch auf Ausgleich des zu Unrecht erlittenen moralischen und materiellen Schadens. Zu diesem Zweck nahm das Gesetz die Möglichkeit der sogenannten Härtemilderungsklage auf. Mit diesem Instrument können die durch eine gerichtliche Entscheidung familienrechtlichen Inhalts, oder sonstige Entscheidungen, die auf rassenmäßigen, politischen oder religiösen Gründen beruhen, benachteiligten Ehegatten, sowie die aus der Ehe hervorgegangenen Kinder, diese Entscheidung anfechten und den Ausgleich unbilliger erlittenen Schadens wirtschaftlicher Art verlangen. Es besteht auch die Möglichkeit, die Abstellung oder wenigstens die Milderung solcher Härten zu begehren, die sie in ihrer persönlichen Stellung beeinträchtigen. In Frage kommt bei der Feststellung der in der Vergangenheit seit dem Erlaß des angefochtenen Urteils entstandene Schaden und die Zuerkennung von Ansprüchen für die Zukunft, wobei als Maßstab die Ansprüche gelten sollen, die stets binnen zwei Jahren nach dem Inkrafttreten dieses Gesetzes, also spätestens bis zum 1. März 1948, bei einem zuständigen Gericht erhoben werden. Außer den Parteien steht auch dem Staatsanwalt ein Klagerecht zu.

An diesem Grundgesetz werden sich im Laufe der Zeit noch zahlreiche Ausführungsbestimmungen und Verordnungen anknüpfen, die die Vorschriften im Einzelnen umschreiben. Auch in den Nachbarstaaten Deutschlands wird man es lebhaft begrüßen, daß im ehemaligen Reich wieder ein Eherecht eingeführt wurde, das vor den Prinzipien der Humanität und der Freiheit bestand.

W. K.

Zum 3. Schweizerischen Frauenkongreß in Zürich

Liebe Leserinnen!

Mit dieser Nummer eröffnet das „Frauenblatt" eine ständige Rubrik für die Mitteilungen zum Dritten Schweizerischen Frauenkongreß, der — wie Ihnen sicher bekannt ist — vom 20. bis 24. September in Zürich stattfindet.

Die organisatorischen Vorbereitungen sind in vollem Gange, im Arbeitsausschuß, in der Kongreßkommission, in den Subkomitees wird mit Hochdruck gearbeitet, um das gute Gelingen dieses großen Frauentreffens zu garantieren.

Heute stellen wir Ihnen jene Frauen vor, die für dieses gute Gelingen verantwortlich zeichnen. Da ist zuerst der Arbeitsausschuß. Er setzt sich aus den eigentlichen Initiantinnen zusammen, und zwar aus Frau Dr. Eder-Schwyzer (Zürich), Präsidentin, Frl. Dr. v. Meyenburg (Oberrieden), Frau Büchi-Sauter (Zürich), Frau Dr. Gäumann-Wild (Zürich) und Frau Dr. Zollinger-Rudolf (Zürich).

Ferner gibt es eine neunköpfige Kongreßkommission aus Vertreterinnen der verschiedenen konfessionellen und politischen Richtungen, welcher Frau Beck-Meyenburger (Sursee), Frau Kissel-Brutsch (Rheinfelden), Frau Kohler-Burg (Linn bei Brugg), Frl. Dr. Nägeli (Zürich), Frau Jeannet-Nicolet (Lausanne), Frl. Dr. Vollenweider (Zürich), Frau Mercier-Jenny (Glarus), Frl. Dr. Groß (Zürich) und Frau Egli-Güttinger (Zürich) angehören. Zur Gestaltung resp. Ausarbeitung des Programms haben sich acht Subkomitees gebildet, wovon sich jedes mit einem Spezialgebiet befaßt und von einer Präsidentin und ihren verschiedenen Mitarbeiterinnen betreut wird. In den nächsten Nummern des „Frauenblattes" werden wir Sie mit der Arbeit und dem Programm dieser Subkomitees bekannt machen.

Ein Kongreß braucht natürlich auch Geld, Propaganda und Unterkunft für die auswärtigen Besucherinnen; die entsprechenden Organisationskomitees strecken daher ebenfalls reichlich tief in ihren Vorarbeiten. Das Kongreßprogramm ist nunmehr gedruckt und beim Kongreßsekretariat (Frankengasse 3, Zürich, Telephon 24 70 75) erhältlich.

Die Eintrittspreise sind festgesetzt. Die Kongreßkarte (sie ist unpersönlich und kann daher abwechslungsweise von mehreren Besucherinnen benützt werden) kostet Fr. 15.—, sofern sie vor dem 5. September bezogen wird, und Fr. 18.— nach diesem Datum. Tageskarten werden zu Fr. 4.— ausgegeben und sind bis abends 7 Uhr gültig; Abendkarten kosten Fr. 3.— und der Eintritt für Einzelvorträge Fr .1.— plus Billettsteuer. Sie werden zugeben müssen, daß man sich bemüht hat, diese Preise in einem durchaus erschwinglichen Rahmen zu halten, umsomehr, wenn Sie erst aus dem Programm ersehen werden, wie viel Schönes, Interessantes, Belehrendes und Unterhaltendes geboten wird. Eine Ueberraschung: Frl. Dr. Gertrud Lendorff (Basel) hat zusammen mit ihren Mitarbeiterinnen die Regie für ein Bühnenwerk übernommen, das sich betitelt „Gestern und heute — Historischer Rückblick und lebende Statistik" und das in abwechslungsreicher Folge und in echten Kostümen vom Frauenleben und -streben von den neunziger Jahren bis zur Gegenwart berichten wird.

Und nun noch ein paar Worte über die Logierfrage. Vor allem bitten wir die auswärtigen Besucherinnen, ihre freund- und verwandschaftlichen Beziehungen in Zürich „aufzuwärmen" und sich dabei wenn möglich ein Bett für die Kongreßzeit zu sichern. Hingegen werden die Zürcherinnen ihre Gästebetten zur Verfügung stellen, teils mit, teils ohne Entgelt, in den Hotels wird man 1—3bettige Zimmer richten, in der Kaserne gibt es Massenquartiere (Betten) zu sehr niedrigem Preis und die Jungen finden in den Jugendherbergen Unterkunft. Zweifellos wird niemand obdachlos sein, hingegen empfiehlt sich eine frühzeitige Anmeldung.

Für heute so viel. Wir bitten Sie um die Programmzustellung nachzusuchen und hoffen, daß Sie in Ihrem Kalender für das Wochenende vom 20. bis 24. September ein großes Ausrufszeichen anbringen.

P. M.

L'Avenir de la Jeunesse en France

Au Château de Tourvéon, à Collonge jeunes gens et jeunes filles préparent les vacances des Enfants

En cette anée 1946, y a-t-il de plus grave souci pour les parents que la santé et l'éducation de leurs enfants? —

L'on entend souvent d'amères réflexions sur la «jeunesse d'aujourd'hui». Dans les lycées et les écoles, des miasmes démorilisants sont parvenus à s'infiltrer et à corrompre une partie de la jeunesse Française.

Loin de nous appesantir sur les raisons trops connues qui ont permis cette déformation de la moralité, nous avons voulu connaitre les remèdes envisagés pour sortir les jeunes de cette impasse.

L'enquête que nous venons de faire dans les milieux éducateurs nous a menés près de ceux qui pensent trouver dans la période des vacances, si difficile pour les parents et si riche pour les enfants, le moyen d'agir sur ces derniers.

Il semble que ce moment de détente soit particulièrement choisi pour appliquer les méthodes nouvelles, préconisées et adoptées dans les «Centres d'Entrainement pour Moniteurs et Monitrices de Colonies de vacances».

L'enfant se trouve alors, livré à lui-même, sans travail scolaire, éloigné de la famille, qui est elle-même parfois, plus ou moins apte à son éducation.

Or, on compte en France près de 4. 250 000 enfants d'âge scolaire, 2 000 000 sont des ruraux et bénéficient d'une vie saine. Il reste une population de 2 250 000 jeunes citadins; de celle-ci il faut déduire 200 000 délinquants ou mineurs en danger moral relevant du Ministère de la Justice, 500 000 enfants de classes sociales relativement aisées, dont les parents peuvent assurer matériellement la totalité des jours de vacances, et, 300 000 tuberculeux, infirmes, etc., soit un million qu'on ne saurait incorporer aux colonies de vacances.

En définitive c'est bien à 1 250 000 enfants d'âge scolaire qu'il s'agit de procurer les moyens d'une évasion momentanée, loin de la ville, loin de la rue, loin des taudis.

Mais à l'heure actuelle on ne peut envoyer en vacances que 400 000 enfants! — Pour les enmener tous, trops de difficultés surviennent; plus les enfants sont nombreux, plus il faut de logements, de nourriture et surtout de moniteurs et monitrices, cadres indispensables pour assurer la surveillance. Ce qui, en ce moment presse le plus, c'est bien la formation de ces cadres pour l'avenir. C'est a cette formation que sont appelés, au Château du Tourvéon à Collonge, les jeunes gens et jeunes filles, venus des écoles Normales d'instituteurs et d'institutrices, qui dans les chants, la fraternité et les rires, apprennent leur métier d'éducateurs.

C'est un magnifique domaine que le Ministère de l'Education Nationale a mis à la disposition des «Centres d'Entrainement pour Moniteurs et Monitrices des Colonies de vacances.

Sur les tours couvertes de lierre, le soleil ruiselle, éclaboussant de lumière, ce château de légende. Installés sur une large terrasse nous surprenons Normaliens et Normaliennes, écoutant avec intérêt une blonde et dynamique jeune femme, enseignant la création et la réalisation de jeux, qu'ils devront bientôt apprendre aux enfants qui leur seront confiés.

Jeux, danses, chants, tout est étudié, analysé afin que chaque activité soit, non seulement un plaisir, mais un système éducatif qui pénétrera l'enfant, d'un savoir bien plus étendu et plus captivant que ne le sera jamais, celui que donne l'école aux bancs poussiéreux.

Un pipeau?... quoi de plus amusant!... Il faut, avec un couteau à soit, tailler un bambou, faire des trous, qui correspondent à des notes; pour que la note soit juste, il faut aller lentement, écouter avant d'agrandir les trous; quand les notes seront justes, pour le rendre plus atteyant, il faudra le dévorer, le vernir afin de le rendre insensible aux variations de la température. Ainsi, du même coup, il apprendra, en exercant son attention le solfège, la musique il découvrira les premiers éléments du dessin et de la peinture. Il saura de quelles matières sont faits les produits colorants et le vernis, il saura se servir de ses doigts: habilité manuelle alliée à l'intérêt intellectuel de la musique et du chant.

Il apprendre à danser sur les airs folkloriques de son pays et d'autres, inconnus de lui encore, il apprendra que la France, si elle lui parait un tout, est en réalité composée de différentes provinces qui possèdent leurs costumes propres, leurs chants et même leur langage.

Il saura par son grand camarade qui est aussi son maître et moniteur, comment fut formé son pays et par qui. Pour cela des jeux basés et racontés sur un thème historique ou scientifique le feront vavre tour à tour au siècle des Troubadours du Roi soleil, ou de Gutenberg. Son attention sera attirée par les recherches de Pasteur ou les trouvailles des Poëtes du Moyen Age.

Pour apprendre à travailler tout lui sera utile: le bois, le fei, les cailloux, le sable, le carton, les ciseaux, le papier, la colle, les couleurs et même les pommes de terre qui font de remarquables tampons pour dessiner ou faire de l'impression sur papier, étoffe etc.

Toujours par des jeux on lui apprendra à courir, à marcher, et, même s'il est parresseux à developer ses muscles sans s'en apercovoir. Il apprendra à regarder la nature, à observer les animaux, à faire la cuisine lui-même parfois. Il apprendra également à se bien tenir à table, à être courtois avec ses camarades; une épine dans un doigt, une égratignure au genoux, une bosse, un bobo, tout cela ne sera plus mystère pour lui. On lui apprendra pourquoi et comment on désinfecte une plaie, on fait un pansement et si l'un de ses camarades est malade il saura le soigner et l'aider.

Couronnement de son travail, de sa patiente attention, de son intelligence, il saura à la fin de ses vacances organiser le feu de joie dont la réalisation lui aura été permise en mimant les fables de La Fontaine en faisant les masques et les costumes, même les décors.

Tout aura été étudié pour que ce temps des loisirs lui donne la maitrise de son intelligence et de son corps. Quand l'enfant reviendra, les parents seront étonnés de retrouver au bout de deux mois de vacances, non plus un gamin des rues mais un vrai «petit homme».

Lentement au cours des années, à l'école même, car peu à peu ces méthodes pénètrent et rajeunissent les principes de l'école publique, il apprendra la valeur et le goût du travail.

Voila ce que les jeunes garçons et filles, apprennent dans ce Château du Tourvéon à Collonge au grand soleil de mai.

Nous devrons dire aussi le bienfait, qu'en premier, les jeunes gens retirent de ces stages. Nous n'en voulons pour preuve que cette lettre adressée au Directeur du Centre par un jeune stagiare: «Je regrette de vous avoir peut-être indisposé par mes nombreuses critiques de fin de stage. Vous m'y aviez autorisé. Il est si rare de nos jours de rencontrer des hommes à qui l'on puisse librement, sans contrainte confier toutes ses réactions. Je me excuse si j'ai abusé et serai bien peiné d'avoir froissé qui que ce soit de l'équipe si dynamique qui, en dix jours seulement, à redonné confiance et foi à un pauvre gars encore marqué par sa déportation».

Il nous reste encore à souhaiter avec les Directeurs des Centres d'Entrainement et leurs élèves, que les Directeurs et Directrices des colonies de vacances les aident et comprennent, comme eux, l'immense tâche qui attend tous les éducateurs de notre pays, afin que selon les paroles du grand pédagogue Pestalozzi... «Les enfants ne soient plus les victimes d'une sociétée dure et mal faite».

Renée Jolivat.

Wehrpflichtige Frauen in der alten Eidgenossenschaft

Anläßlich des 50jährigen Bestehens der Schweizerischen Gesellschaft für Volkskunde veranstaltete das Basler Gewerbemuseum eine bemerkenswerte Ausstellung. Sie vermittelte ein eindrückliches Bild von der Vergangenheit der Basler Zünfte, die das Leben der Rheinstadt lange Zeit hindurch maßgebend bestimmten und neben den gewerblichen in zunehmendem Maße auch die politischen Interessen der Handwerker schützten und verfochten. Im Gegensatz zu gewissen, nach damaliger Vorstellung „ehrlosen" Berufen, wie Kaminfeger, waren zu den Zünften auch Frauen zugelassen, die das Gewerbe ihres verstorbenen Mannes weiterführten. Wie weit ihr Einfluß auf politischem Gebiet ging, ist nicht festzustellen. Da die Zünfte aber auch Träger des städtischen Wehrwesens waren, unterlagen solche Frauen ebenfalls der Wehrpflicht und mußten für den Wachtdienst einen Ersatzmann stellen.

Die Wehrpflicht dieser „zünftigen" Frauen von Basel steht in der Vergangenheit unseres Landes durch-

---

ten im Wasser nicht schnaufen. Aber Velusa behauptete, Wassermänner könnten viel, und es hätte es mancher schon fertiggebracht, seinen Schatz im Wasser schnaufen zu machen. Die könnten viel, ja.

(Fortsetzung folgt.)

Francesco Chiesa in seinem jüngsten Bekenntnis

(Nach einem Radioreferat.)

Während der aus vielfachen Gründen ihm schmerzlichen Kriegsjahre, flüchtete sich unser Tessiner Dichter intensiver denn je in ablenkende Betätigung, vom Gartenbau zum Kunst- und Heimatschutz, und, wenn immer möglich, in künstlerisches Schaffen, vor allem in die Durchsicht und Umarbeit, meist Vereinfachung, Auflichtung, früherer Gedichte. Glückhafte Stunden gaben ihm auch neutonig schlichte Lieder ein, bestgeeignet seinen Dichterruhm noch zu mehren. Besonderen Trost gewährte ihm wohl die Erfindung und Ausschmückung einer Traumwelt, deren Niederschlag das Bändchen „Io ci miei" („Ich und meine Leute") ausfüllt.*

Ein kurioses Gebilde, dieser weh lächelnde Fluchtversuch aus Not und Qual. In der Anlage, ähnlich den „Geschichten aus meinem Garten", wo ebenfalls ein, mancherlei Züge des Dichters tragendes Ich, durch lose aneinandergereihte Erzählungen und Schilderungen hindurch, sich selbst und seinen engeren Umkreis darstellt. Damals war der verkappte Dichter ein nachdenkamer, bei allerhand Humor auch gefühlsamer Buchhalter und Gartenbaubesessener; diesmal ist das Ich ein sondergearteter Forstinspektor, dessen Aufzeichnungen in der Hauptsache die „organica perfezione" der eigenen vierköpfigen Familie umspielen, umspinnen.

Deutliches Relief erhält die „primaverina di casa nostra", die anmutig wetterwendische, etwas brüste und doch sensible, in ihrem Herzensschrein, dem „scrignetto in fondo all'anima", so vieles verschließende Tochter Serafina, offenbar des Dichters Liebling, an deren Leid und tapferem Dennoch er, bei aller Diskretion, tiefen Anteil nimmt. Da kommt es zu den zartesten Episoden, da bewährt sich Chiesas leise Kunst der Andeutung. Summarischer, weniger überzeugend berühren die Etappen und Abenteuer des unsteten Sohnes. Eine beratene und kommentierende Rolle ist der fürsorglichen Gattin und Mutter zugewiesen.

Das Ich, der Gatte und Vater, sticht von den dreien ab durch seine serene Lebensauffassung, seine humorige Beschaulichkeit. Nicht gerade viel praktischer, auf Vorteil bedachter Sinn ward ihm zu Teil, dafür „mehr Fantasie als dem einen und andern modernen romancier", sowie ein Quentchen edler Naivität, reiner Torheit — oder Weisheit? — was zweifellos dazu beiträgt, sein Dasein zu versüßen.

Viel echt Chiesasches Wesen, viel von dem was, auch für einzelne seiner Widersacher, unseres Dichters persönlichen Charme bedingt, ist dem Ich dieses Forstinspektors eigen: das Verlangen, sich selbst auszujondieren (scavare nella mia sostanza), zu schreiben, um manches in sich und um sich her zu sichten, zu verstehn —; die Verhaltenheit, die Selbstbeherrschung, welche im Gespräch sogar gute Gegengründe zu verschweigen weiß, denn „ein allzuviel an Logik beeinträchtigt den freundschaftlichen Frieden" —; die Umsicht, Vorsicht im Deuten, Urteilen, Entscheiden, Erledigen: „Mich drängt es nicht übermächtig, sämtliche Lebensprobleme auf einen Schlag zu lösen" —; das Bedürfnis, trotz ausgesprochenem Sinn für traute Geselligkeit, oftmals sich von allen und allem zu entfernen, auf ein paar Stunden „nicht Korn im Maiskolben zu sein, nicht Steinchen im Mosaik", das Bedürfnis, „nicht dem großen Lebensmosaik sondern nur sich selbst anzugehören, sich aus der Einfügung, Einklammerung hinauszuwähnen: die beste Art, desto solider und blanker in die gewohnte Zelle wieder heimzufinden"; die Lust, sich mit unbeschränkter Hingabe in der Natur zu ergehn, sie „mit sehenden Füßen" zu durchwandern, ihre Herrlichkeiten in immer neuer Wortwonne zu verklären —; das für Kinder und Künstler typische immer erneute Staunen auch gegenüber dem Alltäglichen (ihm könnte Auerbachs Ausspruch „Das Alltägliche ist das Allerhöchste" entstammen) —; der weise Optimismus, der ihm ermöglicht, jenen Blickpunkt zu nutzen, von dem aus sich an jedem Ding, an jeder Kreatur eine helle Seite entdecken läßt, um sich her zu schauen „mit Augen die nicht nur erkennen, was nicht mehr ist, sondern was noch ist, der ihm zurauunt, daß „nicht alle Wolken Sturm bedeuten und daß der Wind deren viele verjagt", der ihn heißt, „Tür und Tor aufreißen, um allen von fernher erspähten auch tleinsten Tröstungen Einlaß gebieten" —; und endlich der polifilismo, die allumfassende Sympathie: „Ich gehöre nicht zu den Einseitigen, in einer einzigen Liebe Befangenen", „Forstinspektor bin ich, doch, ohne die Bäume zu vernachlässigen, aufgetan, leidenschaftlich aufgetan für jedwelche Gottesgabe".

Dank dieser Gesinnung, dieser Haltung, ein liebenswertes Buch. Rein künstlerisch betrachtet, wirkt es ungleichmäßig. Zu den in jeder Hinsicht wohlgeratenen, lyrisch Ergriffenheit bezeugenden Kapiteln zählt die eigentümlich feierliche Weihnachtsvigilie, die der nachmalige Forstinspektor, mit einem Bettelmönch, in einer abgelegenen schneeumstöberten Wegkapelle verbringen durfte.

*

Einer Doktorarbeit wert wäre der Stilwandel in Chiesas Prosa: von der, wenn auch klar gegliedert und sicher kadenziert, überreichen, getragenen Prosa der Istorie e favole, zur einfachen, quellfrischen der Racconti puerili, bes. Tempo di marzo, zur ebenso farbensatten wie gefederten der Racconti del mio orto, zur pastellartig nüancierten der Sant'Amarillide, zur knappen, nervigen der Racconti del passato prossimo, bis zur völlig gelösten, lichten, bei aller Ich-Art ganz ungesuchten Prosa dieses jüngsten Bekenntnisses, dieses „Protokolles meiner Selbstgespräche". Scheinbar eine naturgegebene Prosa, indes, durch jahrzehntelanges läuterndes Erleben geworden, durch nimmermüde Selbstdisziplin errungen. Eine Prosa, die unserer kleinen italienischen Provinz zur Ehre gereicht, dem Tessiner Schriftstellernachwuchs zum eindrücklichen Vorbild.

C. R. Baragiola

* Mondadori, Mailand 1944.

Kochfett Viola
immer noch trustfrei,
immer noch
schweizerisch

aus nicht vereinzelt da. Ein Blick in die Entwicklungsgeschichte des eidgenössischen Militärwesens vom 17. bis 19. Jahrhundert zeigt, daß die Frauen in vielen eidgenössischen Orten grundsätzlich von der Wehrpflicht erfaßt wurden. Von der persönlichen Dienstpflicht befreit, hatten sie doch einen Ersatzmann zu stellen, einen Geldbetrag zu bezahlen oder einen Harnisch zu liefern. Diese Ersatzleistungen der Frauen erklären sich aus der Verpflichtung der Bürger und Untertanen, jede Leistung, die von der zuständigen Behörde auf Grund des Kriegszustandes zum Zwecke der Landesverteidigung gefordert wurde, zu erfüllen.

Vielerorts war auch die Wehr- und Harnischpflicht dringlich gestaltet. Jedes Haus, oder, wo ein solches mehrere Wohnungen besaß, jeder Herd, mußte einen Mann stellen. Im Wallis zum Beispiel waren außer den Beamten und Untüchtigen auch die Weiber verpflichtet, für die Leistung des persönlichen Kriegsdienstes einen Mann im Alter von 20 bis 45 Jahren als Ersatz zu stellen und diesen auf ihre Kosten zu kleiden, zu bewaffnen und für den Fall eines Ausmarsches zu einer Musterung oder ins Feld auch so lange zu besolden, bis er in die allgemeine Besoldung und Verpflegung eintrat.

Trotzdem Jahrhunderte hindurch am Grundsatz festgehalten wurde, daß die Wehrpflicht nur durch eine persönliche Dienstleistung erfüllt werden könne, scheint Zürich schon Ende des 14. Jahrhunderts eine Ersatzleistung in Geld gekannt zu haben, wobei auch Witwen und Waisen steuerpflichtig waren. Im 16. und 17. Jahrhundert wurde in Genf und in Bern von jenen Bürgern, welche die Torwache nicht bezogen, eine Ersatzsteuer erhoben, die auch Frauen und Töchter entrichten mußten.

In vielen Kantonen wurde im 19. Jahrhundert eine sogenannte Montierungssteuer bezogen zur Deckung des Finanzbedarfes für militärische Zwecke. Trotzdem die Frauen ordentlicherweise, das heißt im Frieden nicht wehrpflichtig waren, mußten sowohl in Basel wie in Schaffhausen die Witwen und unverheirateten Weibspersonen, die einen eigenen Haushalt führten oder eigenes Vermögen besaßen, die Montierungssteuer erlegen. Im Kanton Uri sollten Haushaltungen, welche nur aus Personen weiblichen Geschlechts bestanden, und einiges Vermögen besaßen, „die folglich nichts zur Verteidigung des Vaterlandes beitragen", bei einem Auszug zur Bezahlung einer Beisteuer verpflichtet werden. Auch die Frauenklöster sollten in einem solchen Fall vom Kriegsrat mit einem angemessenen Beitrag belegt werden. Mit dem Aufkommen der Volksrechte und mit der Wandlung des Montierungsbeitrages zu einer Dienstersatzabgabe, verschwand diese Besteuerung der Frauen für das Wehrwesen von selbst. Man sah wohl schon damals ein, daß eine solche Belastung der weiblichen Personen zu sehr dem Grundsatz „Gleiche Rechte, gleiche Pflichten" zuwiderlaufen würde.

In diesem Zusammenhang sei noch ein Kuriosum festgehalten: Während des 18. Jahrhunderts galt im ganzen Gebiet der Eidgenossenschaft die Vorschrift, daß kein Wehrpflichtiger getraut werden dürfe, der sich nicht über den eigenen Besitz der ordonnanzmäßigen Waffen, Ausrüstungs- und Bekleidungsgegenstände ausgewiesen habe. Der Bräutigam mußte sich bei der Anmeldung des Eheversprechens beim Pfarrer darüber ausweisen, daß er seiner Ausrüstungspflicht nachgekommen war. Außerdem mußte er zur Trauung in voller Uniform erscheinen, meist mit dem Untergewehr. In Zug zum Beispiel hatte sich ein Milize, der heiraten wollte, in der ordonnanzmäßigen Montur und Armatur — auch mit dem Feuereimer — vor den Samstagsrat zu begeben und daselbst um die Erlaubnis zur kirchlichen Trauung nachzusuchen. In verschiedenen Vogteien des Solothurnischen mußte sich jeder Bräutigam vorerst in Uniform und Gewehr dem Landvogt vorstellen. -dl-

Aus „Die Wochen-Zeitung, Zürich".

Kleine Rundschau

3. Musikalischer Ferienkurs in Davos

szv. Die Kunstgesellschaft Davos wird vom 29. Juli bis 9. August einen musikalischen Ferienkurs durchführen, der „Johann Sebastian Bach und seiner Zeit" gewidmet ist. In einem Vortragszyklus wird Prof. Dr. A. E. Cherbuliez das musikalische Schaffen in Deutschland, Italien, Frankreich und England am Anfang des 18. Jahrhunderts darlegen, um dann Leben und Wirken des großen deutschen Meisters der Kirchen-Orgel und Kammer-Musik zu schildern und anhand von musikalischen Beispielen zu illustrieren. Bernhard Henking leitet den Kurs für Chorgesang und Chorleitung und Dr. Fritz Morel einen solchen für kirchliches Orgelspiel. In sechs Vortrags- und Vorspielektionen wird Prof. Georg Kulenkampff die Teilnehmer in das Wesen der Werke für Violine einführen, während Dora Wyß den gesangspädagogischen Kurs leiten wird. Als Gast für Konzerte wirkt Dr. Edwin Fischer mit. Parallel zum Kurs werden im großen Konzertsaal des Palace Hotels vier Konzerte veranstaltet, worauf der Kurs im Kirchenkonzert zu St. Johann seinen Abschluß findet. si.

Moderne holländische Kunst in Lausanne

Seit dem Ende der Feindseligkeiten wurden in Lausanne schon verschiedene Ausstellungen ausländischer Kunst veranstaltet. Das Publikum wandte ihnen jedesmal großes Interesse zu, war hier doch die Möglichkeit geboten, mit den Geistesströmungen von Ländern bekannt zu werden, mit denen die Schweiz jahrelang keine direkte Verbindung mehr gehabt hatte. Am 29. Juni wurde nun im Kunstmuseum Lausanne eine Ausstellung moderner holländischer Malerei und Bildhauerei eröffnet, in der höchst bedeutsame Werke aus staatlichen und privaten Sammlungen gezeigt werden. Manchen Besucher wird es auf Grund dieser Veranstaltung locken, Vergleiche zwischen schweizerischer und holländischer Kunst anzustellen. Er mag es ruhig tun und wird jedenfalls reichen Gewinn daraus ziehen; denn dabei wird er sich nicht nur besser der Eigenart und Verschiedenheiten, sondern auch der Gemeinsamkeiten bewußt, die den künstlerischen Richtungen beider Länder innewohnen. szv.

Gertrude Aretz „Die Frauen um Napoleon". (Alfred Scherz-Verlag, Bern 1946.

Das bekannte und verbreitete Buch „Die Frauen um Napoleon" von Gertrude Aretz, der Verfasserin mehrerer geschichtlicher Ausgaben: „Napoleon und Gräfin Walewska"; „Königin Louise"; „Marie Louise"; „Memoiren der Frau von Stael"; „Memoiren der Gräfin Kielmannsegg über Napoleon I." liegt im Alfred Scherz-Verlag als Neuauflage vor. Getragen von der Sympathie der Autorin für den Kaiser Frankreichs, liest es sich wie ein spannender Roman, der jedoch auf geschichtlich-dokumentarischer Grundlage fußend, sich zuweilen in ein wenig breit sich ausspannenden Details und vereinzelten Indiskretionen verlierend, die Auswahl buntere Porträts von Frauen an uns vorüberziehen läßt, die erotische oder geistige Beziehungen zu Napoleon hatten. Unter dieser Gestalten finden wir vor allem in ausführlicher Schilderung Josephine, der Napoleons inbrünstige Liebe galt, während ihre eigene Leidenschaft im Erkalten seiner Gefühle anwuchs; die polnische Gräfin Marie Walewska, die mit ihrem Zartgefühl dem Kaiser bis zuletzt treu gesinnte Freundin; Marie Louise als Gattin und Mutter, die sich im Unglück von ihm abwendet; daneben die „Frauen des jugendlichen zu militärischen Ehren Aufsteigenden; die „Maitressen", die „Hofdamen", und endlich in besonderer Stellung die schöngeistigen Frauen am Hof Napoleon: Laura Junot, Frau von Stael und Frau von Remusat, die sich zuletzt aus verletzter Eigenliebe gegen ihn stellen; die Gräfin Charlotte von Kielmannsegg mit ihrem fanatischen Napoleon-Kultus, und als letzte: die englische 14jährige Betsy Balcombe, die ihm in seiner Gefangenschaft auf Sankt Helena noch frohe Stunden bereitet.

Napoleon ertrug weder die Frau, die sich in die Hofaffären und die politischen Angelegenheiten mischte, noch die Intellektuell-Ehrgeizige; er verlangte sie als Liebende und Mutter und in ihrer Hingabe Tugendhafte, und ihr allein brachte er seine warmen und beschützenden Gefühle entgegen. A. Suzanne Albrecht.

Ernst
„Guets Brot"
„Feini Guetzli"
Seefeldstraße 119 Tel. 24 77 60
Seefeldstraße 212 Tel. 24 57 44
Forchstraße 37 Tel. 32 09 75
Zollikon, Dufourplatz Tel. 24 96 49
Tea-Room Bahnhofplatz 1 Tel. 23 12 72

Radiosendungen für die Frauen

sr. In der Sendung „Kleine Frauenprobleme", die Montag, den 5. August um 13.30 Uhr zu Gehör gebracht wird, spricht Ursina Benz über „Wohnst Du vernünftig?" und Gerda Frey über „Sackgeld oder nicht?". „Notiers und probiers" steht Donnerstag, den 8. August um 13.30 Uhr auf dem Programm. Im Zyklus „Berühmte Frauenstimmen", der Freitag, den 9. August um 13.20 Uhr zur Uebertragung kommt, singt Marian Anderson Kompositionen von Martini und Verdi. Anschließend folgt um 13.30 Uhr die Sendung „Für die Frauen".

Redaktion
Frau El. Studer, v. Goumoëns, St. Georgenstr. 68, Winterthur, Tel. 2 68 69.
Verlag
Genossenschaft Schweizer Frauenblatt: Präsidentin Dr. med. h. c. Else Züblin-Spiller, Kilchberg (Zürich)

Unmöglich!
daß es noch Haushaltungen gibt ohne
Dampfkochtopf „Securo"
Damit kochen Sie zehnmal schneller.
Wir liefern ab Lager!
SCHWABENLAND & CIE A.G. ZÜRICH
Näschelerstr. 44 Tel. 25 37 40

SCHAFFHAUSER WOLLE

J. Leutert
Spezialitäten in Fleisch- und Wurstwaren
Metzgerei Charcuterie
Zürich 1
Schützengasse 7
Telephon 23 47 70
Filiale Bahnhofplatz 7
Telephon 27 48 88

Ambrosia
das beliebte
Speiseöl und Kochfett

Der heimelige
Teeraum
Marktgasse 18
Gipfelstube
W. BERTSCHI, SOHN
ZÜRICH

Guy
ZURICH I
Theaterstrasse 2
Tel. 24 26 78
Schöne Hüte

Wer hilft mir?
Hausmutter eines mittelgroßen Internates für schwerhörige Schulkinder sucht eine Stütze und Stellvertreterin für den Haushalt. Herzlichen Dank für jede Vermittlung!
Frau Gfeller, Landenhof, b. Aarau.

Welche frohmütige
Hausbeamtin
Haushaltlehrerin
oder in der Küche erfahrene Haustochter hätte Lust, für 6—8 Wochen in einem Landhaus, im Kt. Zürich, mit 8 Ferienkindern, zu helfen?
Guter Lohn und Familienleben. Eintritt möglichst sofort.
Handschriftliche Offerten an Frau Dr. Haemmerli-Schindler, Hohenbühlstr. 1, Zürich 7.

Wäsche nach Gewicht
das einfachste für die Hausfrau.
Schonendste Behandlung bei billigster Berechnung.
Tadellose Ausrüstung ihrer Wäsche
Waschanstalt M. Trottmann, Winterthur
Wiesenstr. 3, Tel. 2 16 52, Ablage Badgasse 2 16 42

Eimalzin
hält den L-L-Rekord!
Das ist der Leicht-Löslichkeits-Rekord. Eimalzin ist so knusperiger Struktur, daß es sich sogar ohne Geschüttel und Gerüttel in kalter Milch oder kaltem Wasser gänzlich auflöst. — Sie brauchen es nur leicht umzurühren —
Eimalzin kalt in Wasser oder Milch
Erfrischung, die gleichzeitig Nahrung ist!
Fragen Sie die Eimalzianer!
Friedenspreis Eimalzin
500 g-Büchse 2.50 Typ A süß Typ B herb
Büchse 432 g jetzt Fr. 2.20 statt Fr. 2.50
MIGROS
Zufolge des enormen Umsatzes fangen die Büchsen an zu fehlen. Bitte geben Sie die gebrauchten Büchsen sofort zurück! Eimalzin ist erhältlich in allen Filialen und an den Verkaufswagen